

Für die Katz

Autor(en): **Epper, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **76 (1998)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Für die Katz

«Ich schreibe dieses Prosastück, das mir hier entstehen zu wollen scheint, in stiller Mitternacht, und ich schreibe es für die Katz, will sagen, für den Tagesgebrauch. Die Katz ist eine Art Fabrik oder Industrieetablisement, für das die Schriftsteller täglich, ja vielleicht sogar stündlich treulich und emsig arbeiten oder abliefern.»

Robert Walser

Felix Epper

Wer vom Buch – oder vom literarischen Text – als hoher Kunst spricht, darf vom Warencharakter nicht schweigen, am wenigsten die SchriftstellerInnen selber. Robert Walser, während den ersten gut 30 Jahren dieses Jahrhunderts als Dichter tätig, wusste, was das bedeutet. Er macht aber auch auf wunderbare Art deutlich, was ihn dennoch antrieb. «Wer für sie, diesen Kommerzialisiertheitsinbegriff etwas tut, tut es um ihrer rätselhaften Augen willen.» Walser blieb, nachdem seine letzten Bücher Misserfolge gewesen waren, die Ersparnisse aufgebraucht und die Nazis die Presse gleichgeschaltet hatten, in der er bis dahin seine Prosastücke noch hat unterbringen können, nur noch ein Weg: die «Versorgung» in seinen Heimatkanton Appenzell Ausserrhoden (Heilanstalt Herisau).

Blickt man zurück, hat Walsers Schicksal als Autor etwas unglaublich Traurig-Romantisches, es wird aber auch klar, wie sehr sich die Zeiten geändert haben. Nichts liegt heute einem jungen Menschen ferner, – SchriftstellerInnen sind

jung bis 40, Walser war es bis zu seinem Tod – sein ganzes Leben mit allen Konsequenzen der Katz vorzuwerfen. Man ist ja gewarnt. Endlich den Abschluss machen, einen Brotberuf ausüben, das geht vor, sagen alle. Aber wer besucht heute eine Dienerschule oder wird Gehülfe eines Erfinders und schreibt wundervolle Romane darüber? Sicher, es gibt den «Stillen Has», der durchs Mittelland zieht, die Pleite besingt und den «Moudi», den Kater immer dabei hat. Es gibt Ruth Schweikert, die letztes Jahr Zwillinge und heuer den ersten Roman auf die Welt gebracht hat. Es gibt die durch Blütenstaub waten- de Zoë Jenny (70'000 verkaufte Einheiten). So viele Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Es gibt aber auch die zahllosen jungen Schreibenden, die einer Lesung entgegenfiebern, bis sie dann am Abend spät feststellen können, dass man sie nur engagiert hat, weil so viel Sex im Buch¹ vorkommt. Geil. Und ihnen wird gesagt, dass sie sich doch nicht so zieren sollen, «Ausgerechnet du, der du solche Texte schreibst.» Der Rest ist Verweigerung. «Dammisiech, nöd so viel Politik!» Alle Zwischenrufe der ZuhörerInnen vermögen nicht, mich umzustimmen. Es gibt nur Texte über alte Nazis, gebrochene, traurige Existenzen. WEDER SATIRE NOCH SEX. Der Abend endet als Fiasco.² Schöner sind die Auftritte an Vernissagen, an denen Künstlerinnen granitene

¹ Felix Epper, Erich Keller: Frankie klingeling /teenage blue. Texte 1990-95, Labyrinth Verlag Trogen 1995.

² Diese Erfahrung ist nachzulesen in der Geschichte «Slam it!» im Band «Schnell gehen auf Schnee». Stadtgeschichten, Rotpunktverlag Zürich 1998.

Penisse – netter Plural! – zeigen. «An der Eichel hab' ich eine Woche gefeilt», lässt die Künstlerin verlauten, ein seltsam schmiergelndes Gefühl ergreift Besitz vom mir. Ach ja, natürlich gibt bei den Vernissagen auch Musik. Nach dem zehminütigen «Modern Talking»-Medley kann endlich die Lesung beginnen. Schon wieder vergessen, wer die waren? Schade, kein Adjektivvermages, diese Band zu beschreiben. Aus gegebenem Anlass will sich mein einziger Text zur Kunst lesen lassen. Er beschreibt eine Familie, bei der semi-pornographische Bilder im sogenannten Bügelzimmer hängen. Der Abend wird dann doch noch gut: Ich verkaufe drei Bücher, trinke viel Bier und erreiche den letzten Zug nach einem 15-minütigen Spurt durch Bern. Mit dem Geld verhält es sich übrigens so: Literatur ist heute eine solch hohe Kunst, dass es die meisten Menschen peinlich berührt, wenn sie dafür zahlen müssten. Walsers Katze lächelt nicht mehr rätselhaft – Marx meinte vielleicht Ähnliches, wenn er von den metaphysischen Mucken der Waren schrieb –, sondern nur noch schön und damit ein Bisschen einfältig. (Von den wirklich Bedürftigen rede ich nicht, die sollen die Bücher halt klauen, wenn's nicht anders geht. Aber nur in den Grossbuchwarenhäusern wie Orell Füssli, die machen sowieso die kleinen Buchhandlungen kaputt.)

Leuten wie mir, die seit zehn Jahren schreiben, kommt ein Siebtel von 10% des Verkaufspreises einer Anthologie mit sieben AutorInnen, also 900.– Fr. wenn die ganze Auflage weg geht, wie das Paradies vor. Die selbe Summe verdient ein schlecht bezahlter Werbetexter in acht Stunden. Sie sind die Literatten mit Massenwirkung. Sie werden gelesen und ihre Botschaft wird sogar noch befolgt. Irgend so eine magersüchtige Ich-Erzählerin redet da vom höheren Sein durch die und die Getränke- oder das und das Modehaus. Einfach, klar, schnörkellos. Und dabei ist nicht einfach nur Identifi-

zierung wie im Groschenroman im Spiel. Die Botschaft ist schillernd wie ein Regenbogen: Mitleid, Begehren, Abscheu (meine Magersucht, mein Bierbauch! Scheisse!) werden provoziert, oder gar ein postmodernes Sinnieren über Werbung als letzte Kulturform ausgelöst. Doch niemand in den Feuilletons bezeichnet das wirklich als Literatur. Denn: wenn es Literatur wäre, würden die Leute sich weigern dafür zu zahlen, weil die Literatten schon fürstlich belohnt worden sind, als die Muse sie geküsst ... Welch' Aussicht! Keine Werbung mehr für sinnloses Konsumieren mehr und schöne, graue Wände wie weiland in der DDR. Und bald geht das ganze kapitalistische System die Klospülung runter. Ja, jetzt passt ja noch der Einschub zum Thema «Underground» rein. Die Leute im Literatur-Underground sind die Oberliteraten, weil sie sogar noch für ihre eigenen Bücher zahlen. Sie lieben ihre Kunst, je weniger sie sich verkauft, desto mehr lieben sie sie. (Ich spreche aus eigener Erfahrung, jede Hähme ist mir fremd.) Im Bereich der Popmusik haben sich im Laufe der 80er-Jahre Strukturen herausgebildet, die sich als unabhängig von grossen Business verstanden. Bands vertrieben ihre Platten selber, Labels arbeiteten nicht profitorientiert, hatten oft Inhalte zwischen Nihilismus und Kapitalismuskritik, bis halt der grosse Boom der «independent music» kam und damit der grosse Ausverkauf. In der Literatur ist von einem ähnlichen Beben nichts zu spüren, vielleicht ein leises Zittern im Wasserglas. Von den USA nach Deutschland übergeschwappt ist die SLAM-Literatur. Sie ist mehr Performance als stilles Gedichte lesen mit sterbender Stimme. Zurück im Nachtleben – den illegalen Bars und dem deregulierten Gastwirtschaftsgesetz sei Dank – zeige sich auch das Publikum wieder, heisst es. Nur nicht in der Schweiz. Dereguliert haben wir, es fehlen nur die Leute, die Texte schreiben können, die dem Lärmpegel einer Bar widerstehen, ihn übertönen, oder gar als Beat

mitbenutzen. Ich will nicht solcherlei Zeugs schreiben, das wär ja fast Techno, und ich habe vor zehn Jahren beschlossen, Techno zu hassen. Punkt. Auch die Texte aus Büchern wie «Schnell gehen auf Schnee», die ja urbanes Lebensgefühl vermitteln, wie Tagi, Blick und NZZ schreiben, gehen im Autolärm unten, wenn sie an Strassenfesten vorgetragen werden. Ich war ob dieses Misserfolges froh. Und eben meldet sich ein schöner Schlusssatz für diesen Text in mein nächtliches Hirn: Bei der Präsentation eines sogenannten «Underground»-Buches in einer grösseren Schweizer Stadt, sind die AutorInnen von Tisch zu Tisch mit einer Speisekarte gegangen, auf der die Geschichten verzeichnet waren. Mit einem Bückling, so stelle ich mir vor, danken die jungen, hoff-

nungsvollen Untergründigen für die Wahl und sagen dann ihr Ständchen auf. Es ist jetzt zwei Uhr nachts, ich liebe das langsame Verschwinden, Verschwimmen am Ende. Der Laptop schnurrt wie eine Katze, und eigentlich wäre es schön, mit einer Katze auf den Knien das hier zu schreiben, weil man so endlich einen Punkt setzen könnte, dann nämlich, wenn das herzige Büsi erst miaut, daraufhin faucht und die zarten Pfoten in mein Fingerfleisch haut: Fressen!

Felix Epper lebt in Zürich. Im Herbst erscheinen neue Texte von ihm in zwei Anthologien zur jungen Schweizer Literatur – bei Haffmanns und Nagel & Kimche –, sowie in der Zeitschrift «Entwürfe».